

Kommentar zur Zeit

## Stigmatisierung, Intoleranz und kulturelle Kreativität

«Frauen mit einer psychischen Erkrankung sollten keine Kinder haben!» Mit dieser Auffassung wurde ich in meinem beruflichen und privaten Umfeld oft konfrontiert, wenn ich vom gemeinsamen Projekt des Kompetenzzentrums für Gynäkopsychiatrie der Psychiatrie St. Gallen und der Stiftung Dialog Ethik zum Umgang mit dem Kinderwunsch von psychischkranken Frauen erzählte. Diese Aussage stellt eine typische Stigmatisierung und Diskriminierung von Frauen mit einer psychischen Erkrankung dar. Sie zeigt beispielhaft, wie Stigmatisierungen vor sich gehen: Menschengruppen werden aufgrund von bestimmten Eigenschaften, Merkmalen oder Diagnosen abgewertet. Ausgelöst werden sie durch Vorurteile, Bilder oder vielleicht auch negative Erfahrungen mit einer Menschengruppe. Unreflektiert werden Pauschalurteile über Menschen gefällt, die man nicht kennt. Vorurteile drängen Menschen in die Defensive, sie werden beweispflichtig, wenn sie sich gegen Stigmatisierungen wehren wollen. Nicht mehr, wer sie sind und was sie sagen, zählt, sondern sie werden allein aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit abgelehnt. Stigmatisierte Menschen werden nicht mehr als Person gewürdigt, sondern als Objekt vorverurteilt. Die Art und Weise, wie mit der Frage eines möglichen Kinderwunschs von Frauen mit einer psychischen Erkrankung umgegangen wird, ist hierfür beispielhaft.

In der Vergangenheit hat diese Stigmatisierung von Frauen mit einer psychischen Erkrankung zu Zwangssterilisationen oder dem Entzug des Sorgerechts für ihre Kinder geführt. Dabei spielten auch eugenische Überlegungen eine Rolle, nach denen «solche Frauen» ihre Gene nicht weitergeben sollten. Heute werden Frauen mit einer psychischen Erkrankung subtiler stigmatisiert, indem ihnen die Fähigkeit zur Mutterschaft grundsätzlich abgesprochen wird. Es fehlt die Bereitschaft, sich differenziert mit ihrer konkreten Lebenssituation und ihren individuellen Fähigkeiten auseinanderzusetzen. Schaut man jedoch genauer hin, so sind die Lebenssituationen von Frauen im gebärfähigen Alter mit einer psychischen Erkrankung genauso unterschiedlich wie bei Frauen im gebärfähigen Alter ohne psychische Erkrankung. Je nach Krankheitsgrad und persönlichen Rahmenbedingungen können Kinder bei ihnen gut oder schlecht aufgehoben sein.

Das Projekt zeigt exemplarisch, dass Stigmatisierung die Menschen verstummen lässt. So wird die Frage eines möglichen Kinderwunschs weder von den Frauen selbst noch von den Fachpersonen angesprochen. Die Gynäkologinnen und Gynäkologen wissen oft nicht um die psychiatrische Erkrankung, und auch die Psychiaterinnen und Psychiater sprechen das Thema nicht an. Doch dieses Schweigen verhindert, dass im professionellen Rahmen eine Auseinandersetzung mit den wichtigen Fragen im Hinblick auf das Kindeswohl stattfindet. Denn je nach Schweregrad der psychischen Erkrankung und der sozialen Einbettung des vielleicht gewünschten Kindes und seiner Eltern stellen sich unterschiedliche Anforderungen an die medizinischen und therapeutischen Fachpersonen. Solches Schweigen verhindert eine individuelle Begleitung und Betreuung der Frauen vor, während und nach einer Schwangerschaft, was wiederum das Kindeswohl gefährden kann.

Stigmatisierung führt zur Tabuisierung ethisch relevanter Fragen und Dilemmasituationen. So verhindert das Vorurteil, dass Frauen mit einer psychischen Erkrankung keine Kinder haben sollten, die notwendige Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Voraussetzungen für das gute Aufwachsen von Kindern. Diese Auseinandersetzung deckte auch in unserem Projekt den gesellschaftlichen Handlungsbedarf hinsichtlich des Kindeswohls auf, und zwar unabhängig davon, ob eine Frau eine psychische Erkrankung hat oder nicht. Von den krankheitsspezifischen Fragen abgesehen, stellen sich ihnen die gleichen Fragen wie allen anderen Frauen im gebärfähigen Alter, wenn es um die Entscheidung für oder gegen eine Elternschaft geht: Wie stabil ist meine Partnerschaft? Gibt es Menschen, die verbindlich dazu bereit sind, mich beim Aufwachsen meines Kindes zu begleiten und in Krisensituationen zu unterstützen? Was habe ich selbst für Erfahrungen mit meiner Mutter gemacht, und wie prägen diese meine Vorstellungen vom Leben mit einem Kind? Wie kinderfreundlich ist meine Umgebung, das Land, in dem ich wohne?

Die Stigmatisierung von Menschengruppen verdeckt gesellschaftliche Missstände. Wenn Menschen mit anderer Hautfarbe rassistisch stigmatisiert werden, werden Menschenrechtsverletzungen und die gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten ihnen gegenüber missachtet und verschwiegen. Wenn Menschen mit anderer Hautfarbe nicht mehr Bachkantaten spielen, ihr Haare nicht mehr strecken und weisse Menschen mit Rastalocken keine

Reggaemusik mehr spielen und keine Dauerwellen mehr machen dürfen, dann verdeckt dies das Problem gesellschaftlicher Intoleranz gegenüber menschlicher Vielfalt und Kreativität. Diese Form der Stigmatisierung verhindert eine gemeinsame Weiterentwicklung der Kulturen. Im schlimmsten Fall führt sie zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Kulturelle Aneignung wird dann zum Problem, wenn sie zum Plagiat wird und der kulturelle Ursprung verschwiegen wird, man sich also mit fremden Federn schmückt. Das ist gerade so, wie wenn in der Wissenschaft Texte abgeschrieben und die Autorinnen und Autoren nicht genannt werden. Aber neue Erkenntnisse und technischer Fortschritt wären nicht möglich, wenn wir nicht voneinander lernen und Gedanken- und Kulturgüter teilen und weiterentwickeln könnten. Ich backe gerne Pizza und verleibe sie mir auch lustvolle ein, auch wenn ich keine Italienerin bin. Gleichwohl käme es mir nie in den Sinn zu behaupten, Pizza sei meine Erfindung oder eine Schweizer Nationalspeise. Sie ist und bleibt Kulturgut Italiens, welches ich sehr bewundere.

Dr. theol. Ruth Baumann-Hölzle  
Institutsleiterin

6. September 2022